

Volk und Führer.

Hans - Ulrich Wehlers deutsche Geschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wirft viele Fragen auf

SZ, 6.10.2003

Von Ulrich Herbert

Hans-Ulrich Wehler hat den vierten Band seiner gewaltigen „Deutschen Gesellschaftsgeschichte“ vorgelegt. Das Buch behandelt die Zeit von 1914 bis 1949 und ist fast 1200 Seiten lang. Nun liegt Wehlers Forschungsschwerpunkt seit Jahrzehnten eher im 19. Jahrhundert, und auch die von ihm stark beeinflusste, ja repräsentierte sozialgeschichtliche Schule hat ihre Untersuchungen nur selten über den Ersten Weltkrieg hinaus ausgedehnt. Um so gespannter war man daher, wie das gesellschaftsgeschichtliche Paradigma, das den Schwerpunkt auf politische Strukturen, soziale Formationen und wirtschaftliche Langzeitentwicklungen legt, in der von Ideologien, radikalen Bewegungen und politischen Katastrophen gekennzeichneten ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts funktionieren würde.

Der voluminöse Band umfaßt drei komplette und durchaus auch selbständig lesbare Teile in der Größenordnung selbständiger Monographien, der erste über den Ersten Weltkrieg, der zweite über die Weimarer Republik, der dritte, deutlich umfangreichste, über die NS-Diktatur; während der dann noch folgende Annex bis 1949 kompositorisch etwas unausgereift wirkt. Wie schon in den vorherigen Bänden folgt die Gliederung erneut dem Grundschema Bevölkerungsentwicklung – Wirtschaft - soziale Ungleichheit - politische Herrschaft - Kultur; ist aber ungleich stärker auf politische Ereignisse und Entwicklungen konzentriert. Sätze wie „'Das ist der Zusammenbruch', entfuhr es Ludendorff“, hätte man in den vorherigen Bänden wohl vergeblich suchen mögen. Durch diese Modifikation der vor allem in Band 3 oftmals zu starr wirkenden gesellschaftsgeschichtlichen Matrix kann der Autor die dichte Abfolge langwirkender Entscheidungen und Ereignisse flexibler und sachnäher behandeln.

Erneut erweist sich Wehler als Meister der strukturierten Problemanalyse. Wie kein zweiter Historiker deutscher Sprache vermag er es, auch komplizierte und ineinander verschobene historische Problemlagen präzise und kühl auf die ihnen zugrundeliegenden Kernfragen zurückzuführen. Ob es sich um die deutsche Militärstrategie im Ersten Weltkrieg handelt, um die Sozialpolitik in den Weimarer Jahren, die Brüning'sche Deflationspolitik, die Lage der Arbeiterschaft im „Dritten Reich“ oder die Rolle der protestantischen Kirchen während des

Zweiten Weltkriegs – immer schafft es der Autor mit der ihm eigenen Klarheit und Schärfe die wesentlichen Bezüge herauszustellen, Wichtiges von Unwichtigem zu trennen, Zusammenhänge zu klären und irreführende Positionen plausibel zurückzuweisen. Das ist gestützt auf eine schier ungläubliche Literaturkenntnis. Selbst in abgelegenen Bereichen wird der Stand der Forschung mit zuverlässiger Präzision rekapituliert. Daß dies in den Anmerkungen mit einem wahren Gewitter von schneidenden Urteilen über die Arbeiten anderer verbunden ist („theoretisch wie methodisch ahnungslos“; „ganz und gar überflüssig“; „enttäuschend“, „verstiegene Spekulationen“, „vielfach unbefriedigend“, „skandalös schlampig“, „dogmatisch“, „überholt“, „unerheblich“, „ein Wirrkopf“, „rundum mißglückt“, „groteske Überschätzung“, „irreführend“ – dagegen „brillant“, „bahnbrechend“, „grundlegend“), erleichtert vielleicht die Orientierung, hat aber auch einen Zug ins Oberlehrerhafte.

Das Kapitel über den Ersten Weltkrieg stellt drei Aspekte in den Vordergrund: zum einen den Versuch der deutschen „Machteliten“, mithilfe von kriegerischer Weltpolitik das von inneren Krisen geschüttelte Kaiserreich zu stabilisieren, um auf diese Weise soziale Veränderungen und politische Strukturreformen zu vermeiden. Zweitens hebt Wehler die Entwicklung an der Ostfront hervor, während er die „Blutmühlen“ an der Westfront mit Stellungskrieg, Schützengräben und Millionen von Toten eher knapp rekapituliert. Dafür gibt es gute Gründe, denn mit dem Versuch der deutschen Militärführung, nach dem Zusammenbruch des russischen Heeres ein Ostimperium aufzubauen, das die älteren Konzeptionen von Ostkolonisation und Germanisierung aufnahm und radikalisierte und bereits Vorstellungen von einem slawen- und judenfreien Baltikum enthielt, zeugten von einer radikalen expansionistischen Konzeption auf der Grundlage eines biologisierten Nationsbegriffs. Hier, so Wehler, habe bereits der „entscheidende Mentalitätswandel“ stattgefunden: „die Absenkung der Hemmschwelle gegenüber ‚Fremdvölkischen‘ und die Bereitschaft, eine germanisierende Vertreibung in die Tat umzusetzen“.

Der dritte Schwerpunkt analysiert die Entwicklung im Herbst 1918. Wehler kann hier sehr plausibel darlegen, daß der Versuch, Deutschland nach dem Eingeständnis der Niederlage schrittweise und unblutig in eine Republik oder eine konstitutionelle Monarchie zu überführen, an den Bestrebungen der Militärführung (und wohl auch des Kaisers) scheiterte, sich den allfälligen Veränderungen durch einen Militärputsch oder einen Staatsstreich von oben zu entziehen. „Die Revolution von unten brach aus“, zitiert er zustimmend, „weil die Revolution von oben in Gestalt der Oktoberreformen gescheitert war...an einer militärischen Konterrevolution“.

Die Novemberrevolution beschreibt Wehler vor allem als eine Kette ungenutzter Chancen, was sich bald in der Reetablierung der traditionellen Eliten niederschlug. Hier ist seine Kritik vor allem an der zaudernden Haltung der SPD scharf. „Wer jetzt mit einer attraktiven Zukunftsvision und energischen Handlungsbereitschaft in die politische Arena stieg, konnte den Ton angeben und die Leitung des Umbaus übernehmen“. Die SPD hätte dafür „beherzt, risikobereit und mit einer gehörigen Portion Rücksichtslosigkeit, dennoch geschmeidig und taktisch klug auf die Karte radikaler Reformen“ setzen müssen – dazu aber sei sie nicht in der Lage gewesen.

Mit den Überlegungen über die Gründe dieser Unfähigkeit aber blitzt eine andere Geschichte des Kaiserreiches auf, die auch eine andere Bewertung seiner Leistungen und Defizite verlangte. Denn das Kaiserreich erwies sich für die Zeitgenossen im Rückblick beileibe nicht als spätabolutistischer, krisengeschüttelter Anachronismus, wie dies die Sonderwegthese suggeriert, sondern war bei den meisten Deutschen – auch bei den Arbeitern – gekennzeichnet durch die Erfahrung von Stabilität, Aufstieg und Erfolg, und wurde als ein gewiß vielfach unzureichendes, aber doch offenkundig entwicklungsfähiges politisches System wahrgenommen. Es bot, wie Wehler einräumt, „ein hohes Maß an Rechtssicherheit, politische Teilhaberechte wie nur wenige westliche Staaten, sozialpolitische Leistungen wie sonst nur Österreich und die Schweiz, Freiräume für entschiedene Kritik, Erfolgserlebnisse für die Opposition, Meinungsfreiheit mit seltenen Zensureingriffen, Bildungschancen, Aufstiegsmobilität, Wohlstandsanstieg“. Die allfällige Loyalität zu diesem System bis in die späte Kriegsphase hinein war insofern nur zu verständlich – und sie beschränkte sich beileibe nicht allein auf das von Wehler immer aufs neue kritisierte Bildungsbürgertum. Die Mehrheit der Deutschen, so konzediert er an anderer Stelle selbst, „hielt aus diesen Gründen ihre Lebenswelt für so verteidigungswert, daß sie selbst die mörderischen Zumutungen eines vierjährigen Krieges hinnahm.“ Der Zusammenbruch dieses Systems und der dann folgende beispiellose Sturz ins Chaos mit Aufständen, Putschen, Inflation und Reparationsforderungen führte daher nicht nur bei den Machteliten zu Fassungslosigkeit und Entsetzen; sondern kennzeichnet die politische Ausgangsdisposition bei nahezu der gesamten Reichsbevölkerung. Zugleich wurde jene spezifische Kulturkritik, die die Schattenseiten der modernen Zivilisation ablehnte und nach einer Verbindung von technischem Fortschritt und politisch-kultureller Traditionsbewahrung suchte, durch die Erfahrungen des Untergangs zu einem radikalen Antiliberalismus gesteigert, der sich nach 1918 mit dem eskalierenden Radikalnationalismus verband. Ist aber dann, so wäre zu fragen, Ausgangs- und Bezugspunkt dieses Syndroms nicht eher die explosionsartige Durchsetzung der modernen Industriegesellschaft um die

Jahrhundertwende mit ihren vielfältigen Verwerfungen – und weniger die Bismarcksche Reichsgründung, auf die Wehlers Sonderwegsthese rekurriert?

Daß das Syndrom aus uneingestandener Niederlage, Versailles-Trauma, Inflation und politischen Wirren in den ersten fünf Jahren der Republik schon ausgereicht hätte, ihr den Todesstoß zu versetzen, wird von Wehler deutlich herausgearbeitet. Daß es nicht schon 1920 oder 1923 zu einem Rechtsputsch kam, lag an der organisatorischen und ideologischen Zerrissenheit der Rechten, aber auch an der Loyalität der Arbeiterschaft und – erstaunlich genug – der Beamten, die Kapp nicht folgen mochten. Aber immer blieb der Vergleich zu den Erfahrungen des Kaiserreichs leitend; das war nicht das gleiche wie eine nur rückwärtsgewandte Berausung an Militarismus und Siegfriedensplänen.

Wehlers Weimar ist, wie er selbst schreibt, ein einziger „Hexenkessel“ aus radikalen Massenbewegungen, ideologischen Großentwürfen, Aufständen und Katastrophen. Ein „normales“ Leben gibt es hier nicht. Die durchgreifende Modernisierung des Alltagslebens, die Reformen der Weimarer Regierungen im Wohnungsbau oder im Rechtswesen, die kulturelle Blüte, die neue Orientierung auf den Massenmarkt, die Veränderung der Geschlechterrollen – das ganze Weimar als Laboratorium der Moderne erledigt er eher en passant mit wenigen Seiten. Die vielversprechenden Ansätze Detlev Peukerts, Paul Noltes und Gunther Mais, die Weimar auch im internationalen Vergleich als „Krise der klassischen Moderne“ interpretieren, werden nicht berücksichtigt. Im Mittelpunkt steht anderes: Der Zerfall des Bildungsbürgertums, das „trotzig unbelehrbar auf den Verlust der angestammten Sonderstellung“ reagierte und dem Wehler immer wieder den „Verrat“ an den Idealen der liberalen, bürgerlichen Gesellschaft vorwirft; die erneute Durchsetzung der traditionellen Machteliten; die Unfähigkeit der Parteien der Weimarer Koalition, der Tendenz zur autoritären Staatsform entgegenzustehen. Der Untergang der Weimarer Republik, daran läßt er keinen Zweifel, habe sich früh abgezeichnet und sei auf das Bündnis der alten Machteliten mit den neuen rechtsradikalen Massenbewegungen zurückzuführen, denen die Demokraten angesichts der zweiten katastrophalen Wirtschaftskrise nichts mehr entgegenstellen konnten. Es steht in einem gewissen Widerspruch zu diesem Interpretament, wenn Wehler an anderer Stelle in Übernahme älterer Positionen „das Duell zwischen den beiden totalitären Bewegungen des Nationalsozialismus und des Kommunismus“ als „entscheidenden Grundkonflikt“ der Weimarer Jahre bezeichnet.

Das Kapitel über die NS-Zeit, in Wahrheit eine veritable Gesamtdarstellung des „Dritten Reiches“, wird durch Wehlers durchgehendes Bemühen gekennzeichnet, die NS-Diktatur als spezifische, ganz auf Hitler abgestellte Variante der von Max Weber idealtypisch skizzierten

„charismatischen Herrschaft“ zu zeichnen. Anders als in der zwar präzisen, aber kühlen, wenig Engagement verratenden Analyse der Weimarer Jahre ist dieses Kapitel mit Verve geschrieben. Hier scheinen an einigen Stellen – etwa im Kapitel über die „Jugend des Führers“ - offenbar auch von eigenen Erfahrungen geprägte Wertungen durch; und anders als die von jahrzehntelanger Beschäftigung zeugenden vorherigen Kapitel hat man hier oftmals den Eindruck, daß der Autor mit neuen Einsichten konfrontiert wurde, die er nun mit Leidenschaft und unter ständiger, manchmal geradezu einhämmernder Wiederholung unters Volk bringen möchte.

Wehler argumentiert dabei ganz überzeugend, wenn er anhand einer Vielzahl von Beispielen die zentrale Rolle Hitlers in diesem Herrschaftssystem herausarbeitet. Er zeigt zunächst, wie sich bereits im Verlaufe der Republik die Überzeugung breit machte, daß ein demokratisches, republikanisches System mit seiner Vielzahl der Verantwortlichkeiten den gegenwärtigen Problemen nicht gewachsen und ein autoritäres, diktatoriales System mit einem autonomen Führer als überlegen anzusehen sei. Das ist keine deutsche Besonderheit; vielmehr setzt sich der Gedanke des Führerprinzips als Antwort auf die immer schneller heranrollenden Krisen der modernen Gesellschaften in den 20er Jahren in ganz Europa fest und in vielen Ländern auch durch. Dabei lassen sich in vielen Fällen teils propagandistisch nur vorgetäuschte, teils effektive Formen des Führer-Mythos feststellen – nicht ganz begreiflich ist, warum Wehler hier das naheliegende Beispiel Italiens ebensowenig wie die sich parallel herausbildende Führerdiktatur in der Sowjetunion nicht vergleichend und systematisierend heranzieht. Die Aussagekraft des Modells der charismatischen Herrschaft bezieht sich so vorwiegend auf Hitler und wird nicht an anderen Führerdiktaturen des 20. Jahrhunderts erprobt.

Fraglos entwickelte sich insbesondere in Deutschland fraglos eine verbreitete Erwartungshaltung nach einem starken Mann, der die Deutschen aus ihrer vielfältigen Notlage herausführte; und es zeigte sich bald, daß sich mit Hitler ein Mann gefunden hatte, der solche Erwartungen zu erfüllen in der Lage war. Daraus entwickelte sich, wie der Autor immer wieder hervorhebt, ein wechselseitiges Abhängigkeitsverhältnis zwischen Führer und „Gefolgschaft“, das bei Teilen der Deutschen eine regelrechte Führervergottung nach sich zog, insbesondere, als mit dem wirtschaftlichen Aufschwung, dem Rückgang der Arbeitslosen und den außenpolitischen Coups Hitlers Ansehen in Volk und Führung stetig zunahm und nach dem Sieg über Frankreich im Sommer 1940 ins schier Unermeßliche stieg.

Dieses Syndrom ist etwa von Ian Kershaw seit langem vielfach benannt und als wichtiges Element zur Erklärung der Binnenstruktur des Regimes und des Verhältnisses zwischen Volk und Führung treffend analysiert worden. Wehler aber macht dieses Moment nun zum einzigen

und alleinigen Erklärungsmoment und hebt in den jetzt folgenden 400 Seiten die These von der überlegenen Erklärungskraft allein dieses Modells so unablässig und lautstark hervor, daß darüber andere, differenzierte Erklärungsmodelle in den Hintergrund geraten. Das geschieht zudem in einer eigenen, teilweise recht verstiegenen Begrifflichkeit, wenn von den „charismatischen Stäben“, „charismatischer Aristokratie“, „charismatischer Gemeinschaft“, „charismatischer Monokratie“ oder auch „charismatischer Aktionshektik“ die Rede ist. Hier kommt es auch zu unbedachten Übertreibungen, wenn der Autor etwa davon spricht, daß die plebiszitären Wahlen vom April 1938 von 99 Prozent der Österreicher und Reichsdeutschen als Vollendung des großdeutschen Traums gefeiert worden seien: „In freien Wahlen unter Aufsicht des Völkerbundes wäre das Ergebnis vermutlich nicht viel anders ausgefallen“; und ebenso gelte dies auch für die Wahlen vom März 1936. Es ist sicher richtig, daß am Ende der dreißiger Jahre auch viele, die Hitler zuvor abgelehnt hatten, nun seine Erfolge einräumten; das belegen viele Quellen. Aber es ist vollständig übertrieben, nun die propagandistische These von der erreichten Volkseinheit für bare Münze zu nehmen – diejenigen, die Hitler weiterhin ablehnten, ihm mißtrauten, unter ihm litten oder auch eine ambivalente Haltung zu ihm einnahmen, werden hier durchgehend aus dem Bild genommen. Manche der Belege für die durchgreifende Wirkung des Hitler-Nimbus wirken denn auch etwas fragwürdig, etwa wenn er betont, man brauche sich nur die „Hingabebereitschaft zu vergegenwärtigen, die auf zahlreichen Fotos eingefangen worden ist, wenn Hitler mit seinem Gruß oder sogar Händeschütteln Mädchen und Frauen beglückt hatte, um diese Wirkung zu spüren“.

Bei der Darstellung der Innen- und Außenpolitik bis 1939, aber auch bei der Untersuchung der Inangsetzung und Führung des Krieges überwiegt nun eine ganz und gar hitlerzentristische Sichtweise; die Mitglieder der Führungsspitze des Regimes werden zu Satrapen und „Entourage“; die alten Eliten in Wirtschaft, Wehrmacht und Bürokratie zu nachgeordneten, vom Führermythos geblendeten oder ausgeschalteten Randfiguren. Und selbst wenn man konzidierte, daß ohne diese Führerfigur der vielfach verbreitete Wille zur Kriegsführung, auch zur radikalen antijüdischen Politik, zur Lebensraumgewinnung und Umsiedlung, wie wir ihn in erheblichen Teilen der Wehrmachtsführung, der Ministerialverwaltung, der Wirtschaft und bei den Wissenschaftlern und Intellektuellen finden, nicht durchsetzbar gewesen wäre, so möchte man doch erfahren, wie solche Pläne denn aussahen, wer sie entwickelt hat, welche Zielsetzungen sie verfochten. Das wird insbesondere in den Kapiteln über den Krieg gegen die Sowjetunion sichtbar. Die Tatsache etwa, daß die ausgearbeiteten Pläne zur Aushungerung der russischen Bevölkerung von Hitler genehmigt wurden, bedeutet ja nicht, daß die Bemühungen derer, die diese Pläne

ausarbeiteten – in den Führungsstäben der Ministerien und der Wehrmacht - keineswegs in den „charismatischen Sonderstäben“ von SS und Gestapo – damit gewissermaßen an Originalität und Bedeutung verloren hätten.

Die Orientierung auf Hitler wird von Wehler allerdings als Element einer gesellschaftsgeschichtlichen Analyse apostrophiert, und immer wieder führt er vor, wie sich gesellschaftliche Dynamik im Bezug auf den vermutlichen Führerwillen zuspitzt und radikalisiert. Aber der Eindruck einer überzogenen Fixierung auf die Durchsetzung des Charisma-Theorems, der man einen gewissen historiographiegeschichtlichen Ehrgeiz anmerkt, überwiegt doch. Am Ende spricht Wehler sogar davon, zwischen Hitler und den Deutschen sei schließlich jenes historisch „seltene Phänomen des Kairos“ erreicht worden, „des einmaligen historischen Augenblicks, in dem Führerherrschaft und Volksmeinung in vorbehaltloser Übereinstimmung standen.“

Neben solchen Überspitzungen enthält aber auch dieser Teil des Buches zahlreiche solide und präzise erarbeitete Kapitel – über die Rüstungswirtschaft etwa, den Agrarbereich, die verschiedenen Gesellschaftsklassen -, die einen genauen Überblick über Kenntnis- und Problemstand ermöglichen und das Buch zu einer unverzichtbaren Grundlage für die weitere NS-Forschung machen.

Daß Wehler auch die Ingangsetzung des Mords an den Juden allein auf Hitler zurückführt, ist unter diesen Voraussetzungen keine Überraschung, und auch hier entwickelt der Autor starke Thesen: „Es unterliegt keinem ernstzunehmenden Zweifel, daß Hitler im Frühjahr 1941 den Übergang zur Massenvernichtung angeordnet hat.“ Das ist so nicht zutreffend. Tatsächlich haben die neuen Untersuchungen durchweg einen komplizierten, noch dazu regional durchaus nicht einheitlichen Prozeß von allgemeinen Rahmenbefehlen der Berliner Zentrale und regionalen Initiativen in den von der Wehrmacht besetzten Ländern Osteuropas festgestellt, wobei insbesondere in Südosteuropa die Rolle der jeweiligen Regierungen (Rumänien, Bulgarien, Kroatien) von oft ausschlaggebender und wechselnder Bedeutung war. Dabei waren ideologische, wirtschaftliche, militärische und außenpolitische Faktoren von jeweils unterschiedlich großer Bedeutung. Dabei wird aber sichtbar, daß man sich auf allen Ebenen des Regimes sicher sein konnte, daß „in Berlin“ – und das bedeutete vor allem: bei Hitler – die jeweils radikalste vorstellbare Variante des Umgangs mit den Juden auf Zustimmung stoßen würde. Darin lag die überragende Bedeutung der politischen und ideologischen Vorstellungen Hitlers für den Gang der Ereignisse. Hierin ist Wehler zuzustimmen, auch wenn man seine überspitzte Charisma-Rhetorik nicht teilt.

Wie in den meisten Darstellungen deutscher Historiker beschränkt sich Wehlers Darstellung des Judenmords allerdings im Wesentlichen auf den „Weg zum Führerbefehl“ bis zum Herbst 1941. Die weitere Entwicklung des Mordgeschehens selbst in den Jahren zwischen 1942 und 1945 wird auf wenigen Seiten nur cursorisch behandelt – wie überhaupt die letzten drei Jahre des Regimes, in denen drei Viertel der Toten und Ermordeten des Zweiten Weltkriegs zu beklagen waren, nur noch in knappen Skizzen angedeutet werden. Das ist nicht überzeugend. Denn die gesamte weitere Entwicklung der deutschen Gesellschaft wie ganz Europas ist vor allem von diesem Inferno der zweiten Kriegshälfte geprägt worden – von der Ermordung der Juden in West- und Südeuropa über die Zerschlagung der deutschen Wehrmacht bis hin zu den Strömen der durch Europa getriebenen KZ-Häftlinge, Flüchtlinge, Vertriebenen und dem Inferno des Bombenkriegs in Deutschland.

Am Ende versucht der Autor noch einmal einen großen Bogen zu spannen – „Ergebnisse charismatischer Herrschaft: Kontinuitätslinien vom Kaiserreich bis 1945“ heißt das letzte Kapitel der NS-Zeit. Hier wird nun eine direkte Parallelschaltung zwischen Bismarck und Hitler vorgenommen: Die Staatsgründung von 1871 habe auf charismatischer Grundlage einen Staat geschaffen, dessen asymmetrische Struktur ein sich modernisierendes Land in das Korsett einer überholten politischen Struktur gezwängt habe. Die hieraus entstandenen Defizite in der politischen Tradition und Kultur der Deutschen hätten zusammen mit dem Syndrom von 1918 – Niederlage, Radikalnationalismus, Elitenkontinuität – den „Bismarck-Kult mit emotionalisierter Übersteigerung in eine chiliastische Erwartungshaltung verwandelt, die dem neuen Messias: dem ‚zweiten Bismarck‘ als Erretter aus aller Not und Demütigung entgegenfieberte“. Auf diese Weise sei sowohl der Zweite Weltkrieg als auch die Vernichtungspolitik wie alle anderen Schreckenstaten in Gang gesetzt worden, „die ohne die charismatische Herrschaft Hitlers nicht geschehen wären.“ Das muß man wohl doch als eine reduktionistische Verengung der Geschichte bezeichnen. Diese theoriegeleitete Gleichsetzung von Hitler und Bismarck ist eine offenkundige Übertreibung, die weder der politischen noch gesellschaftlichen Realität der Jahre unter Bismarck und denjenigen unter Hitler entspricht. Wehler wird gezwungen, mit Rücksicht auf seine Generalthese vom deutschen Sonderweg die außerordentlich vielfältige und widersprüchliche Entwicklung in Deutschland über einen Leisten – die Verehrung eines charismatischen Führers – zu schlagen und dadurch seine so klare und multiperspektivisch begonnene Analyse, die im Ersten Weltkrieg ebenso zupackend wie plausibel einsetzt und auch die Entwicklung in den Weimarer Jahren über weite Strecken klar strukturiert und eindrucksvoll schildert, immer weiter zu verengen, bis sie schließlich auf die Parallelisierung von Bismarck und Hitler komprimiert wird.

Insgesamt ein Buch mit grandiosen Passagen, gekennzeichnet von analytischer Schärfe, einer leidenschaftlichen Argumentierwut und einer unglaublichen Belesenheit, aber auch von Übertreibungen, dogmatischen Engführungen und im dritten Teil von einem überzogenen personalistischen Geschichtsbild. Zugleich markiert es den Höhepunkt der Geschichtsschreibung vom deutschen Sonderweg, und alle, die sich in Zukunft daran versuchen, werden an diesem Buch gemessen werden.